


HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT



Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 100 Mt. Ausland 110 Eml., Deutschland 1,25 Eml., Lettland 75 Rbl.
Die Leitungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Versendung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freieigenplar.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 2 Mt. (Ausland 3 Mt.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Fellin, Kleine Straße 11.
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Naberstr. 12.

Erscheint einmal monatlich.

Einzelnummer 40 Mt.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 4

Reval, 1. April 1926

3. Jahrgang

Es gibt kein Verweilen. Es gibt kein Zurück. Verkümmern oder durchs Feuer springen. Wer wachsen will, muß sich verwandeln können.

Frank Thieß.

Schöpfung.

Ich trete ins Gemach. Licht flackert auf.
Es stürzt der Raum. Im schrecklicher Bedrängnis packt mich der eingeengte Lebenslauf und wirft mich auf das Lager der Empfängnis.

Das Hirn bricht sich in tausend Strahlen Bahn, ein Feuerwerk, hochknatternd und verschwunden. Aufschrei der Wut! Im taumelnden Orkan wühl ich berauscht in meinen tiefsten Wunden.

Und niemand der verfluchten Menschheit ahnt,
mit welcher Inbrunst, zwischen Finsternissen
und Feuergarben, ich mir Weg gebahnt
in diesem Werk, geboren und — zerrissen.

Frank Thieß.

Frank Thieß.

Von André Fabre-Fellin.

Frank Thieß! —

Ja, das ist nun weder Pantenius noch Keeserling! Gewiß einer in diesem Zuge, aber was für einer? Empfohlen hat ihn noch niemand im Lande, und bewährt hat er sich auch noch nicht. Er soll Balte sein, er soll Wert, sogar großen Wert darauf legen — (wer von den modernen Balten betont es eigentlich, daß er Balte sei?) — aber — kann man ihn auch wirklich für einen Balten halten? Er ist neu, man wird sogar modern sagen. Gott, wir sind ja so weit, daß uns nicht jedesmal ein Gruseln überläuft, wenn wir das Wort aussprechen; wir behaupten sogar tapfer, daß man am

Modernen nicht mehr ganz vorübergehen dürfe; etwas kennen lernen verpflichte noch zu nichts.

Über wer ist dieser Frank Thieß?

Drüben in Deutschland, wo die Märkte wachsen und wachsen, da machen sie schon große Augen. Frank Thieß hat eine Stimme, die ein Menschengewühl übertönt, und Prinzen aus Genieland hat man gelegentlich auch über Märkte mit Erfolg reiten sehen. Dagegen macht man bei uns noch keine kleinen Augen, weil man ihn überhaupt noch nicht ins Auge gefaßt hat.

Ich weiß nicht, ob es richtig wäre, zu sagen, daß es an der Zeit sei, diesen Balten kennen zu lernen. Vielleicht lassen wir es uns lieber noch vom Auslande sagen, was wir an ihm besitzen. Dann wird er sich bereits bewährt haben, und wir

bekommen ihn noch empfohlen. Nur denen, deren Seelenraum ungeborenen Dingen offensteht, empfehle ich es, das Leben dieses Mannes von 36 Jahren zu verfolgen. Er wächst zusehend, und er wird viele und vieles überwachsen.

* * *

Frank Thieß als Stilist schreibt, indem er lauter knappe Sätze wie kurze Pinselstriche hastig aufträgt. Lauter Punkte, weniger Kommata. Die anderen Satzzeichen braucht er selten. Die Sätze sind drall und gewichtig, sie „sitzen“ alle. Zuweilen, wenn sich Dinge erschließen, von denen die Alten sagten, man müsse sie Eingebungen nennen, dann steigen diese Sätze auf wie magische Farbkugeln in eine metaphysische Nacht, beugen sich und plagen, und verströmen mystischen Duft.

Frank Thieß als romantischer Genius löst die Welt auf. Im Grunde tut es jeder irgendwie bedeutende Geist mehr oder weniger total, aber jeder nur bedeutende Geist findet auch mehr oder weniger die alten Bindungen wieder. Er meidet den großen Skandal. Sie alle aber kennen das romantische, bisweilen erschütternde Gefühl, als befänden sich alle Dinge in gezwungener Harmonie, als zögen sich in ihrem Rücken tausend Beziehungen wahrerer Natur. Es braucht nur einmal eine Pojaune zu klingen — und jeder Feuergeist bläst sie einmal an seinem Jüngsten Tag: einen Abschied für eine abgelaufene Welt, — so löst sich diese Welt auf, die Mesalliancen gehen auseinander. Es fliegt zueinander, was zueinander gehört. Die Welt

war eine Verzauberung, eine böse Verzauberung. Jedes Ding ein verwandeltes, gebanntes Etwas. Der Seher entdeckt hier ein Lächeln der ursprünglichen, jetzt so fremden Gestalt, dort einen kleinsten Finger. „Warst Du nicht einmal Mensch?“ sagt er zur Welt, „wer hat Dich so verwandelt?“

Da wird diese Welt der erstarrten Mesalliancen zum Märchen. „Märchen sind für Kinder“, sagt der Mann; der die Dinge beim Namen nennt, und stolz darauf ist, daß ihrer so viele sind und er sie alle kennt, und Wörterbücher für den Kommentar der Welt hält.

Aber was weiß der Lexikograph vom Mythographen!

Dem geht keine Lust erst an, wenn die erlöste Welt, aufgelöst und hingegeben, von neuen zu Bindungen emporquillt. Da ahnt er, daß irgendwo in diesem unerschöpflichen Chaos Millionen Jünglings- und Jungfrauen Dinge versteckt und keusch vegetieren, die noch kein Zauberer entdeckt, kein Spielmann zueinandergespielt, kein Segnender verbunden hat. Was noch niemand sah, was kein Ohr vernahm, hört er zur Hochzeitsnacht schreien. „Vielem ist Ehe verheißen!“ sagt er, und ist der Herrenmeister, so im Besitz des sprengenden Gedankens, aber auch des bindenden ist.

Frank Thieß als Kulturmensch gehört zu jenen nicht allzu zahlreichen, denen Spenglers „Untergang des Abendlandes“ keine Bitterkeit verarbeitete, weil ihr Blut sie bereits mit sich führte. Er hatte den „Leidhaftigen“ gespürt, bevor ein Philosoph ihn „Untergang“ taufte. Er unternimmt keine Wiederbelebungsversuche am Irdischen Fau-

Feuilleton.

Zum 600-jährigen Jubiläum der St. Kanuti-Gilde in Reval.

Die Stundenglocke, durch Feuer geflossen,
Von Werten Leifert ehrsam gegossen,
Ruft der Meister fromme Schar
Zur Thomasmesse vor den Hochaltar,
Allwo die Jungfrau Maria sitzt,
Von Berent Notken mit Andacht geschnitzet,
Sankt Olaus mit der Hellebard
Tritt auf den schwarzen Drachen hart,
Da hat der Meister hineingemeißelt,
Wie baltische Art die Falschheit gezeißelt,
Den Übermut und den hoffärtigen Ton.
Jedwadem Übergriß werd' so sein Lohn!
Und was hier blitzt in Gold und blauem Geschmelz
Auf Ton und Metall und Gehölz,
Worum der Sonnenschein wunderbar spielt,
Was jeder Meister in seinem Herzen fühlet, —
Das ist des Handwerks göttlicher Segen,
Die Ehrlichkeit, Redlichkeit allertwegen,
Die 600-jährige biederere baltische Art,
Die schütze auch ferner St. Olaus mit der Hellebard!

Die „Herdf l a m m e n“.

Tante Minni's Torheit. (9)

Baltische Erzählung von Helene von Schulmann.

Von jenem Tage an begann für Senta ein regelmäßiges Arbeitsleben, das aber keineswegs ganz glatt verlief. Schon nach einigen Tagen wurde sie von Schwester Brigitte scharf gerügt, weil sie den Kindern Geschichten erzählte und mit den Kranken spielte, statt bloß die Aufsicht über sie zu führen.

„Was denken Sie sich eigentlich dabei, wenn Sie die Kinder verwöhnen? Wie wollen Sie immer etwas Neues erfinden, um sie zu unterhalten? Wissen Sie denn nicht, daß viele von ihnen Monate und Jahre hier verbringen müssen und sich beizeiten zu gewöhnen haben, still und anspruchslos zu sein!“

„Aber sollen die armen Dinger gar keine Freude haben?“ wagte Senta zu fragen.

„Freude, — ich bitte Sie, — Freude! ... wozu brauchen sie Freude? Ihr Leben wird ihnen wenig Freude bringen, und je früher sie sich darein fügen, um so besser für sie!“

„Wie soll denn ein Kind ganz ohne Freude leben?“ bemerkte Senta nachdenklich vor sich hin und es fiel ihr dabei plötzlich ein, daß Tante Minni einmal diese Äußerung getan hatte, als sie selbst die Lebenslust der Geschwister tadelte.

stischer Kultur, aber gemiß hat er die rosenstreuenden Engel gesichtet, die herabsteigen, eine Kulturseele zu retten und sie in ihre Urheimat emporzutragen. Er hat den Mut, Mephisto zum Lebensbegleiter zu wählen und an ihm zu wachsen.

Franz Thiek als Balte — hat Distanz. Daran wird ihn jeder erkennen, der sie besieht. Distanz zu Ost und West, und zwar eine wohlwollende. Seit 1860 existiert so etwas, wie eine baltische Heimatkunst, gewöhnlich schlechthin „baltische Kunst“ genannt. Wir haben viele Schriftsteller und weniger Künstler gehabt, die mit großer Hingabe, und gelegentlich auch mit großer Kunst, das baltische Land mit seinen Menschen zum Stoff nahmen. Mit der Zeit hat sich im lesenden Publikum ein arges Mißverständnis eingeschlichen, als wäre baltische Kunst ausschließlich eine Kunst, die baltische Stoffe verarbeitet. So ist das feinere Verständnis für die Sonderart des heimischen Künstlers verloren gegangen. Man versteht es nicht mehr, das Baltische im fremden Stoff zu finden. Man lerne es! Weder Lenz noch Elisa von der Recke haben „baltisch“ ge-

schrieben. Thiek hat es nur in den „Verdamnten“ getan, die in Livland spielen, und auch hier anders, als man bisher gewohnt war. Gerade diesem Roman gegenüber gilt es, weder große noch kleine Augen zu machen, sondern die Einzigartigkeit der Melodie zu vernehmen, zu der der „Leibhaftige“ in so wunderbarem Kontrapunkt gesetzt ist.



Franz Thiek.

Vieles, vieles könnten wir uns über Franz Thiek erzählen; könnten in erlesenen Kreise, ihn zum Mittelpunkt wählend, uns zuflüstern und zutrinken.

Es läßt sich über ihn plaudern, denn er ist amüßant. Er spielt sein großes Talent mit Händen und Füßen, und mit dem kleinsten aller Finger schnörkelt er noch Neckereien herein, für die der Ausdruck unbezahlbar existiert.

Es läßt sich über ihn auch schlechthin sprechen, ohne den Kopf sehr anzustrengen, denn er hat vieles im Leben probiert, und in seinen Romanen

steckt sein Leben und das der Welt in reichstem Maße. Es läßt sich über ihn auch philosophieren, denn — sagen wir es kurz: wen Gott lieb hat, dem sagt er einiges.

„Ach was!“ sagte Schwester Brigitte, „sie verschaffen sich schon selbst ihre kleinen Freuden: Bubi hat sich mit Vorbedacht ein Loch ins Hemd geschnitten und sein Silberbuch verkrizelt, Robert schlägt, trotz meines Verbotes, Wurzelbäume, wenn es ihn besser geht, Annchen schwächt ohne Ende mit ihrer Nachbarin und Rudi malt. — Sie haben ja auch Spielzeug in Hülle und Fülle und die verschiedensten Lederbissen, die ihnen zugeschickt werden, wenn es erlaubt ist! Beschäftigen Sie sich lieber mit Wolli und Ferdi, die nächstens entlassen werden und in der Schule zurückgeblieben sind!“

Gehorsam setzte sich Senta zu den beiden verkrüppelten Knaben, die etwas lernen sollten, es aber durch die lange Krankheit verlernt hatten, sich zu sammeln und überdem nicht den geringsten Ehrgeiz besaßen, sodaß ihre Mühe eine recht vergebliche war.

Am meisten Befriedigung hatte sie durch den Kleinen Rudi, der, vollständig genesen, nur noch kurze Zeit bleiben sollte und das stille Tuberkuloseheim mit seinem Frohsinn erfüllte, so daß man ihn oft in der Speisesaal entfernen mußte, damit er die Kranken nicht störe: Sie hatte ihn sehr lieb gewonnen und machte es immer möglich, seine Skizzen eingehend mit ihm zu betrachten und mit ihm zu plaudern. So erfuhr sie von seinem Leben im Elternhause, von seiner Erkrankung durch einen Fall und von der Freude der Seinigen darüber, daß es ihm

so gut ginge, und daß er vielleicht zu Weihnachten heim könne!“

„Nach Hause, wie wird das herrlich sein,“ sagte er strahlend, „ich kann den Tag gar nicht erwarten! Meine Mutter und meine älteste Schwester werden uns auf dem Bahnhof empfangen, vielleicht auch einige Schulkameraden! Ich kann es gar nicht ausdenken, dieses große Glück!“...

Sein Geplauder fand erst ein Ende, wenn Schwester Brigitte eintrat, mit einem strengen Blick die Betten musterte und Sentas Hilfe in Anspruch nahm.

Oft gab es so viel zu tun, daß sie abends todmüde ins Bett sank, ohne sich Rechenschaft davon abgeben zu können, was ihre Kräfte so verbraucht hatte.

Freilich, Zeit zum Sitzen hatte sie selten. Bald verlor Annchen einen Puppenschuh im Bett oder Fritschen seinen Hemdenknopf, bald sollte Lieschens magerer Körper beim Husten unterstützt oder Adolf, der hohes Fieber hatte, getränkt werden, bald galt es Roberts Übermut zu zügeln, bald Gretes Tränen zu trocknen, — kurz, so ging es stundenlang, und schließlich kam dann noch die Mahlzeit, bei der es so viel zu tun gab!

(Fortsetzung folgt.)

Es läßt sich über ihn auch einiges träumen! — Vielleicht nur zu zweien, vielleicht nur ganz allein. Wie man träumt, wenn nach dem Sturm der Register, der sich an den fernsten Rippen und Gewölbgurten zerschlägt, die vox humana einsetzt, — jene ewige Stimme, die nicht mehr baltisch, nicht mehr deutsch, nicht mehr europäisch ist, — und die uns Frühgeborene so sehr sehnsüchtig macht, so sehnsüchtig nach einer Erde, auf der Gottes Kinder das Wort führen und nicht die Kinder des Leibhaftigen. —

Fellin, den 16. April 1926.

Kolumbus.

Fahrt über Meer hat unser Boot
quer durch Orkane überwunden.
Wir flogen in verfluchten Stunden
mit vierzehn Meilen durch den Lob.

Verdammte Wolken setzten nieder,
die Segel klapperten und schrien;
Die alten Wasserpumpen spien
den Ozean zur Mutter wieder.

Dreck, Ruß und Qualm in Haar und Flossen,
zerbeult, zerrissen und zerfetzt,
so schleuderten wir uns zuletzt
aufs Achterdeck, zum Lob entschlossen.

Doch hör' — ein Harfenlied erstand,
flog von dem obersten der Masten...
Und wie wir in die Taue faßten,
sahm wir erschauernd — grünes Band.

Frank Thies.

„Mit reiner Seele...“

(Aus Frank Thies: Die Verdammten.)

Als es noch keine Erde und keine Sterne gab, war nur der unendliche Raum da und in ihm Gott, umgeben von wunderbaren Wesen, die ihm ähnlich waren. Sie hatten kein Geschlecht und keine Liebe, sondern nur ein großes Stillsein in sich selbst. Als aber Gott die Sterne schuf und sie anrührte, daß sie in wunderbarer Bewegung durch den Raum brausten, als er befahl, daß feurige Dinge würden und mit diesen Dingen Zeit und Gesetz der Entwicklung, da packte eines der geisterhaften Wesen, das fernste und dunkelste unter ihnen, Lust, auch Ding zu werden und dem Gesetze untertan zu sein in freisender Entwicklung. Und es trat zu Gott und sprach: „Mach einen Stern aus mir. Ich will nicht mehr sein, was ich bin.“ Da sagte Gott, und alle Geister vernahmen seine Stimme: „Die Sterne sind erschaffen, und nicht einer soll ihnen hinzugefügt werden, noch will ich einen wieder von ihnen nehmen, bis seine Zeit erfüllt ist. Dies ist dir verwehrt. Doch du kannst Mensch werden und auf den Sternen leben.“ Da baten die Geister alle, er möchte sie zu Menschen machen, daß sie fortan auf den Sternen leben könnten. Sie wußten aber nicht, was Menschen waren, und nur Gott wußte

es, der darum also zu ihnen redete: „Steht ab von eurem Wunsch, denn wenn ich euch zu Menschen mache und unter das Gesetz der Entwicklung stelle, muß ich jeden von euch in zwei Wesen teilen, die fremd sein müssen voreinander und doch sich ewig suchen werden. Steht ab von eurem Beginnen, denn es ist kein göttliches Leben, sondern eines voller Leid und Plage.“ Weil die Geister aber nicht wußten, was Leid und Plage war, baten sie Gott, er möchte sagen, wie dies geschähe.

Da sagte Gott: „Ihr werdet in zwei Geschöpfe zerfallen und „Mann“ und „Weib“ heißen; verschieden werdet ihr sein und doch gleichen Blutes und gleicher Sehnsucht voll. Denn ich werde euch über das Weltall streuen, und auf den Sternen werdet ihr euer menschliches Leben beginnen und werdet in ewiger Sehnsucht einander suchen und nicht finden, verwelken, sterben und wieder von neuem geboren werden und wieder suchen. Welcher Mann aber seine Hälfte gefunden hat, und welches Weib ihren Mann, die werden sich vereinigen in grenzenlosem Glück und werden wieder eines sein, wie sie es vordem waren: auf Erden noch getrennt im Leibe, aber schon geschlossen im Geiste. Nach ihrem Tode jedoch werden sie untrennbar jenes Wesen sein, das sie vordem waren, als noch nicht meine Hand sie zerschnitten hatte. Und das wird man Seligkeit heißen oder Paradies oder Himmel, und nicht eher wird der Himmel allen geöffnet sein, als bis jeder Mensch seinen zweiten Menschen gefunden hat, mit dem er heute, wo ich dies zu euch rede, noch ein Wesen bildet. Und Millionen und Milliarden von Jahren werden vergehen, und ein ewiges Suchen wird auf allen Sternen sein, ein qualvolles, lustvolles, nie aufhörendes Suchen. Manche aber werden früh ihrer Sehnsucht das Maul stopfen und irgendein Weib nehmen und mit ihr ein Leben in Tierhaftigkeit und Gemeinheit führen und sterben und wieder geboren werden und abermals ein Weib nehmen, dieses Mal aber eines, das ein Geringes ihnen näher steht. Doch ehe sie sich selber im anderen gefunden haben, müssen Monen über die Sterne gehen, und dieses Finden wird eine Gnade sein, die ich nur denen gebe, die sie mit reiner Seele erleben.“

So sprach Gott zu den Geistern und sagte weiter: „Was frommt euch dieses menschliche Leben? Denn euer Weg wird nur eine große Sehnsucht sein, das wieder zu werden, was ihr wart. Also bleibt um mich und begehrt nicht, in die Welt zu gehen, denn euer Pfad wird Bein sein und von schrecklicher Verlassenheit, weil jeder vereint sein will und dennoch einsam ist.“

Wie die Geister dieses hörten, jubelten sie und baten Gott, er möchte sie anrühren, daß sie Menschen würden und Bein und Verlassenheit, Qual und Liebe und Sehnsucht kennen lernten. Alle drängten sich um Gott, und es war nicht einer, der bei ihm hätte bleiben wollen. Doch — ein Geist schlich sich fort von seinem Throne und fuhr wie ein Sturmwind von dannen in die schwarze Tiefe der Ewigkeit. Das war jenes geisterhafte Wesen, welches ich vorhin „das fernste und dunkelste unter ihnen“

genannt habe. Gott aber sah, wie es floh, ob es doch gleich sein Gedanke gewesen war, dem alle anhängen und er die anderen zur Lust nach dem Menschentum verführt hatte. Und Gott erhob seine Stimme, daß sie wie ein Gewitter das Weltall erfüllte, und rief ihm nach: „Was fliehst du? Wolltest du nicht der erste sein, der zum Menschen würde?“

Da lächelte der Geist, krümmte sich unter dem feurigen Rufe Gottes und verfezte: „Ich will es nicht mehr, denn die Sache widert mich an, weil alle an ihr teilhaben.“

„So sollst du fortan Widersacher heißen und ausgestoßen sein vom Reide aller, bis wir uns abermals zusammenfinden. Ihr Menschen aber werdet im Reide mit allen, ein Mitleiden, ein schmerzliches Glück finden, das der Widersacher euch durch den Haß wird rauben wollen. Darum wird nicht nur Selbstsucht, sondern auch ewiger Kampf auf der Erde sein, und Gnade finden werden nur die, welche beides, den Haß und die Lust überwinden und jenes verborgene Heiligtum hüten, das ich jedem von euch auf seine Menschheitswanderung mitgebe: die Liebe.“

Wenn die Sonne dich überrennt,
Gleichst du dem Schaum der Wogen,
Doch wie Deine Köpfe flogen,
Wußte ich: Du bist ein Kind.

Mischt in dir sich fast verfrüht
Unergreifbar Grenzenloses
mit dem Duft des jungen Moooses,
das am Rand des Waldes blüht.

Frank Thieß.

„Gott spielt mich. Ich will gute Musik sein“.

(Aus Frank Thieß: Angelika ten Svaart.)

Angelika verlebte die Frühlingstage auf Schloß Nörregaard. In leiser wehmütiger Erregung allen Dingen ihrer Mädchenzeit nahe. Bisweilen die Platte eines Tisches streichelnd, stehenbleibend, faszungslos ins Leere blickend. Und alle Dinge sahen sie seltsam und wissend an, lächelten in einem stummen Schmerz, wie ihn nur der „leblose Gegenstand“ kennt, wuchsen ihr entgegen in die betastenden schmalen Hände.

Der Gärtner im Parke zog morgens tief die Mütze, doppelt tief. Denn er ehrte in ihr schon die Mutter des kleinen Prinzregenten, wie er ihn nannte. Der Kammerherr war von formeller Zärtlichkeit, ritterlich, nur einige Nuancen heiterer als sonst. Worte wurden nicht über das Ereignis gewechselt, es gehörte sich so.

Die Menschen waren puppenhaft, seit Generationen an silbernen Drähten ihre schönen vorgeschriebenen Bewegungen vollführend. Ihre Blicke kalt und abgemalt, freundlich. Ihr Lächeln starr und gepreßt aus Konvention, die ihrem Leben Form und

Wert gab. Angelika unter ihnen glich einem lebendigen Wesen im Wachsfigurenkabinett. Bei Tisch drang ihr das Gespenstliche einmal so tief ins Bewußtsein, daß sie leise aufschrie und in ihr Zimmer mankte. Die Lichter flackerten hinterdrein, die Wände wogten, und die Gesichter, Hände, Gebärden und Mienen erschienen ihr wie Spuk und Träume.

Sie sprachen miteinander. Aber ihre Stimmen gehörten einem verborgenen, geheimnisvollen Wesen an, das hinter den Kulissen saß und ihre Rollenpartien täuschend natürlich hinunterplapperte. Auch Morr befand sich manchmal unter ihnen. Müde von seiner Arbeit, erzählte er mit leiser, ganz wenig spöttischer Stimme von der Residenz. Angelika hörte das Wort: „Die Königin“ (Ihr Vater sagte immer „Ihre Majestät“) und fühlte ein rieselndes Grausen, denn dies alles schien ihr schreckliche Komödie zu sein, und irgendein böser Geist hatte sie mitten unter die Schauspieler gesetzt.

Draußen im Park, wo die Brimeln im duftenden Rasen standen, wo das grelle Vormittagslicht auf den Glasfenstern des Treibhauses blinkte, wo die Äste klobiges Grün zeigten, die Amiel rief, der geschäftige Edelstein „Ti-ti-ti da bist du ja“ piff, fiel der Alp von ihr. Tief zog der Duft des Pfingsttages durch ihre Seele. Sie sank ins Gras, lächelnd, mit geschlossenen Augen, und fühlte ihre Bürde als eine heilige Last.

Das Kind bewegte sich ärger. Die Schmerzen quälten sie oft stundenlang bis zur Verzerrung. Räder, die über den Leib fuhren, hin und zurück, gezackt, Foltermaschinen. Nur Percival Morr hatte Macht über sie. Er trat zu ihr, faßte die Hände, schweig. Sie spürte dann etwas von ihm in ihren Körper sich tasten. Die Dual verdampfte; aber die Angst schrie auf: Er frißt mich! Wohl diese Angst kam seltener, doch immer schwerer grub sich in sie unfassbare Resignation. „Gott hat hinter meinem Namen ein schwarzes Kreuzchen gesetzt.“

Spätmai. Enten schwirrten über den Teich. Das Birkenhuhn brütete. Rot und Kupfern überströmte der Abend den endlosen Horizont gegen Norden. Das Band wuchs aus erbeduftendem Braun in ein wogendes Getümmel von Farben. Gleich Sonnenregen fiel in Angelikas Hirn Melodie auf Melodie. Sie schrie sie lächelnd nieder, vernahm den Reigenanz der Töne um ihr begrenztes Ich und fühlte nicht mehr Schmerz noch Müdigkeit.

Dann klang das Gong aus dem Speisesaal. Ein Vorhang rollte schwarz zur Erde. Ein Schritt dröhnte. Mahnen klopfte an die Tür. Enge empfing. Luft — zu eng. Sie sprang auf. Die Koniferen bewegten kaum die Spitzen der ergrünenden Äste, und die Tannen standen in schrecklicher Ruhe. Unten aber wurden die Wände hoch und eng zugleich; sie wollte fliehen, doch hielt sie gräßliche Schwere in Knie und Knöcheln. Angst griff an die Kehle. Haß gegen dieses Haus stieg auf wie Gewölk, und Liebe, grenzenlose, sehnüchtige, namenlose Liebe zu allen Heiligen, was sie umgab, füllte sie mit kochenden Tränen an.

Ende Mai nahm ihr Zustand eine bedenkliche Wendung. Doktor Morr kam im Automobil. Ein

zweiter Arzt. Man fürchtete eine Frühgeburt, beschloß Rückkehr in die Hauptstadt. Er reiste am nächsten Tage wieder ab, am übernächsten sollte der Landwagen des Kammerherrn sie zur Station bringen.

Und wie sie wußte, daß es abermals ein Abschiednehmen galt, stürzte wie aus viertem Stockwerk ein schreckliches Ahnen in ihre Seele: Nimmerwiedersehen. Sie blieb von Frösteln geschüttelt mitten in ihrem hellen Mädchengemach stehen, die Arme fielen bleiern zur Seite und um das Kinn suchte es. Schwer ging sie zum Schreibtisch, setzte sich, legte die Arme auf die Platte, starrte geradeaus. An der Wand hing feines Webgewooder Porzellan, Goethes Kopf auf blauem Grund. Ihre verschwimmenden Augen tasteten das schöne Relief ab, erkannten nun erst seine Seele, seine himmlische Ruhe, die es seit Jahrzehnten ausgefrömt, leisen Versen gleich, geflüsterten, die um sie schwebten, ohne daß sie darum gewußt hatte. Sie nahm die zarte Plakette von der Wand und strich darüber hin mit ihren schmalen blassen Händen. O, sein Gesicht war von göttergleicher Ruhe, rein wie der Sternraum und erhaben wie die Silhouette eines Berges. Auch von dir nehme ich Abschied, mein Goethe. Und sie legte das Ohr an das kühle Bild, als lauschte sie seiner Stimme. Es aber sprach zu ihr, und es klopfte der Rhythmus himmlischer Verse in ihr Blut:

„Treiben mich umher doch alle Winde!
Sucht ich Ehr und Geld auf jede Weise!
Doch gesegnet, wenn am Schluß der Reise
Ich das edle Bildnis wiederfinde!“

Sie legte mit milder Geste den Kopf auf die Hand, geschlossenen Auges tat sie es, wie im Traum. Sprich weiter, flüsterte sie. Und weiter klangen Vers auf Verse, goldenen Tropfen gleich von der Decke fallend. Sie nickte ihm zu, sagte: „Lieber!“ sagte: „Wo bist du? Tot? Komm' ich zu dir?“ Und hörte von neuem das rauschen wunderbaren Regens. Sie sah die Gewalt, die ihr Leben wider Willen in unbekannt und schreckliche Form warf, nun zum ersten Male mit großem und gutigem Gesicht sich zu ihr kehren. Ein Antlitz, riesenhaft und beflammt von ersten Feuern des Morgens. „Wie wollte ich gegen dich sein?“ flüsterte sie. „Und wollte ich nicht am Ende doch, was du wolltest? Mußte ich es nicht wollen? Floh ich die Qual? Suchte ich sie nicht, um lieben zu können? Die Grenze, um das Grenzenlose zu begreifen? Du, sage, o sage es mir, mein Gott.“ Und das große Antlitz, marmorn und von Frühe gebadet, sah sie an, bewegungslos, stumm. Nur der goldene Regen perlte in ihr Blut:

„Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärtige Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt:
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zone:;
Ein Flügelschlag — und hinter uns Aonen!“

Angelika erhob sich in leichtem Taumel, aber beschwingt. „Hoffnung,“ sagte sie leise. Das Bildnis lächelte. Sie küßte das schneeige Relief und hängte es an die Wand. Das tat sie rhythmisch, denn alles war bereits Musik geworden und hatte sich ins Grenzenlose aufgelöst. Sie nickte den Dingen zu, die sie wieder grüßten, lehnte den blonden Kopf schräg an die Lür und umfaßte noch einmal ihre süße, silberne Jugend, die hier in Traum und Sehnsucht ihre Kultstätte hatte. Dann sagte sie: „Lebt wohl!“ Nicht traurig, sondern ruhig und ganz tapfer, denn sie war eine Tochter des Kammerherrn ten Svaart auf Schloß Nörregaard. Und ging hinaus.

Ging hinunter. Die Treppe. Viele. Durchs Eckzimmer in den Musiksaal. Da stand er, der Flügel, schwarz und glänzend, und grüßte sie.

„Du,“ sagte sie. „Namenloser. Einziger. Geliebter.“ Sie öffnete ihn. Weiß und schwarz schimmerten die Tasten. Sehr still war es im Raume. Die Lederseffel an den Wänden hatten lauschen gelernt und wußten, daß nun aus dem schwarzen Schachte des mächtigen Instruments goldene Kugeln wie Träume aufsunkele würden.

Sie öffnete die Lür zur Gartenterrasse. Es duftete nach kühlen Gräsern. Der Holunder stand bewegungslos. Fern an der Fontäne sprengte der Gärtner Beete und Kies. Dämmerung stieg auf und hüllte die unhörbaren Harmonien ein, die in ihr wogten. Sie entzündete die Lichter.

Dann nahm sie Platz. Fast hätte sie vor dem Flügel knien mögen, denn er schien ihr ein Altar zu sein, dessen Kerzen zu Ehren ewiger Götter brannten. Die roten Flammen flackerten, gliberten im Elfenbein auf, schatteten wie geisterhafte Lichter im Ebenholz und sprangen fast erschreckt in die Höhe, als Angelikas Hände die Tasten mit starkem Druck in Moll niederlegten. Da perlte es empor wie Wasserspiele, hochspringend, versinkend, verschlungen und gelöst, tanzend in wunderbarem Reigen; und wie sie das Thema variiert in die Begleitung des Basses warf, sang eine Stimme mit, vox humana, und Orgelbrausen mischte sich ins Gewitter der Töne.

Sie versank. Sie schuf. Sie sah, wie etwas in wunderbarem Bogen sich hob und gabelförmig zu Boden fiel. Schicksal im Lied, Werk selbst Schicksal, dem Tode verpachtet, der alles Irdische gefangen hält. Sie ließ das Thema sterben, ruhig und grau- sam, heiter und gutig, lauschend auf die Schönheit, die im verendenden Akkorde schwang.

Tot. Sie saß. Kopf gesenkt. Begreifend. Ein Lied, das aus engem Punkt irgendeines belanglosen Kanons geboren, kontrapunktisch ins Metaphysische wuchs, doch seinem Schicksal nicht entging, das es zurückholte in den mystischen Kreis, darin es begaun. Geburt und Tod ein Gleiches.

„Geburt und Tod ein Gleiches.“

Nun wußte sie es. Was hatte sie gespielt? Sich selber. Ach, alles war klar. Wunderbar klar. Ich bin ein Thema, das kontrapunktisch gefaßt ist. Gott spielt mich. Ich will gute Musik sein. Da rührte sich das Kind in ihr, und sie atmete, berstend vor Glück,

tief auf, schloß den Flügel, nickte, begreifend, löschte die Lichter und hörte, wie der Wagen draußen über den Kies rollte.

Der Diener trat ein. Er brachte Mantel und Hut.

Spruch.

Überall ist ein Verzichten.

Es gibt kein Glück, in dessen dichten
Gebüsch nicht ein schwarzer Schleier liegt.
Und keine Seligkeit, aus deren Tiefe

Es manchmal abends nicht wie Weinen riese —
Und in das späte Rot ein dunkler Vogel fliegt.

Frank Thieß.

Frank Thieß: Der Umweg zu sich selbst.

Notizen über mein Leben.

Erster Eindruck des Lebens: die weiligen Horizonte Livlands, Hügel, Wald und geschwängige Flüßchen. Acker, über deren Horizont ein Pflüger schreitet, lettische Bauernmädchen, Heu schichtend. Es rauscht in den hohen Bäumen des Parkes, ich spüre im Westwind den Hauch der nahen See, spüre den Duft der Augustrosen im Rondell und die Glut des Sommers. Und wenn ich die Augen schließe, ist auch die Holzperanda des Herrenhauses da, und in der Nacht flackern die Kerzen in Silberleuchtern auf dem gedeckten Tische. Groß ist die Stille rundum, tief ist das Glück des Geborgenseins, ewig bleibt dem Menschen die leidvolle Liebe zur Heimat.

So steht die Sagnung ländlicher Horizonte über dem Anfang meines Lebens. Sie soll über seinem Ende stehen.

Meine russische Amme begleitete mich nach Deutschland. Ich glaube, daß ich ihren Brüsten die geheime Liebe zur slavischen Seele verdanke, denn in der Schule wollte ich, trotz Naturalisationspapieren und Polizeistempeln kein Deutscher sein. Ich erzählte den Mitschülern von den Heldentaten des Generals Kondratenko, sang ihnen „boje zarja chranj“ vor und haßte Ernst Moritz Arndt und Vater Jahn. Dafür bezog ich Brügel, dann ich war zarter und schwächer als die andern. Um mich an meinen Feinden zu rächen, begann ich insgeheim zu turnen und Gewichte zu stemmen. Man sieht, das Schicksal meinte es gut mit mir, es wollte mich widerstandsfähig machen und erreichte dies Ziel auf vielen Wegen.

Einer dieser Wege führte durch die Zellen des Schulgefängnisses. O Qual dieser Jahre! Hölliche Mathematikstunden, grauenvolle Extemporalien! O, über diese Folterknechte, die sich „Lehrer“ nannten! Ihrem einen warf ich in ausbrechender Verzweiflung Virgils Aeneis ins Gesicht. Ein Akt des Freiheitsbegehrens, der mit dem vierten Sitzbleiben bestraft wurde. Selbstmord als Flucht aus diesem Elend war nicht fern, und nur tiefem elterlichem Verständnis und der überlegenen Weisheit

einer bedeutenden Mutter verdankte ich es, daß ich diesen Ausweg nicht fand. Aus den gültigen Augen dieser Frau floß noch in die dunkelsten und verworrensten Jahre der Schulkindheit Licht. Freilich seien auch die individuellen Erziehungsmethoden zweier um zehn Jahre älterer Brüder nicht unterschätzt. Und drei Vettern taten ein Übriges, um mich einer keimenden Hypochondrie zu entziehen. Neunjährig schrieb ich Trauerspiele und schlug mich mit Straßenjungen. Leidenschaftliches Dichten, das nur meine Mutter nicht belächelte, ward von ebenso leidenschaftlichem Bleisoldatenspiel bis ins siebzehnte Jahr begleitet. Daneben Ringkampf und Rudern übermäßig gepriesen. Eifrig betriebene Ölmalerei vollendete das Bild einer zersplüberten Begabung, die, obwohl an Sehnsüchten überreich, gleichwohl nichts Rechtes zuwege brachte.

In der Kleinstadt Aicherleben schloßem die Schuljahre geruhjam und verliebt ab. Die Berliner Universität jekte den nach den Quellen der Dichtung und des Geistes begehrenden jungen Studenten an die Wasserleitung der Philologie. Angewidert, sah ich gleichwohl den Nutzen präziser Forschung, korrekter Materialbearbeitung ein. Unterhalb helle Arbeitsjahre in Tübingen unter Leitung des unvergeßlichen Hermann von Fischer führten 1913 zu einem äußerlichen Abschluß meiner Studien mit der Doktorpromotion.

Ich arbeitete leicht, ja im Fluge, weil rund um mich das liebe, schwäbische Land duftete und blühte.

Damit war das Losungswort zu dem Wanderjahren gegeben, die meine Lehrjahre werden sollten. Schon vordem in ein nicht unbedenkliches Erlebnis verstrickt, folgte jeder seligen Torheit, die ich beging, eine unseligere und größere auf dem Fuße. Ich versuchte in Berlin als Schauspieler mein Glück zu machen, doch vor einem verkehrten Berufe rettete mich nur eine verkehrte Leidenschaft. Mit sanfter Gewalt schob mich meine Mutter aus dem vermorrten Knäuel der Dinge nach Italien ab. Eine Rußlandreise folgte. Ich erlebte als Erwachsener und Genesender den Zauber der Heimat stärker als je und beschloß, sie nicht mehr zu verlassen.

Da bläst der Krieg mich fort, alles verändert sich, die Heimat ist verloren. An einem Berliner Weltblatt lerne ich in höchst widerstänniger Stellung die Runenschrift des Journalismus entziffern. Sie entschleierte mir das Herz der Zeit und verführt mich zwischen Tages- und Nachtdienst zur Erbüchtung von Feuilletons, deren ich mich mit Schauern erinnere. Darüber vergehen Jahre, durchflochten von einem dornigen Gerank, in dem das kurze Erlebnis eines merkwürdigen Felddienstes nur wie ein groteskes Zwischenspiel in bösen und tragischen Akten steht. Frage ich mich nach den geistigen Zeitsternen jener Jahre, so sehe ich nichts. Zum Besen hatte ich keine Zeit, was ich für mich schrieb, war wertlos. Fern schlug mit der begnadeten Stimme einer jungen Deutschamerikanerin eines Tages wieder Musik an mein Ohr. Ich erlebte Mozart neu, ja, zum ersten Mal, und fand über ihn hin den richtigen

Weg. Stieß auf Homjuns „Victoria“, las „Pan“, ahnte den einzig möglichen Pfad für mich zur Kunst: non coarctari maximo, contineri minimo divinum est. 1917 schrieb ich den „Nooghi“ als Credo über den Krieg. Frühling und Herbst 1919 den „Lob von Falern“ als Credo über die Revolution.

Das Jahr 1919 geht zu Ende. Unerträgliche Bindungen finden gewaltsame Lösung. Ich fange in München und in den bairischen Bergen „von vorne an.“ Neben dem Gebot, das Leben zu fristen, steht das Größere, es sinnvoll zu bestehen. Klarheit und Einsamkeit werden zur Pflicht. Inzwischen konzipiere ich „Das Gesicht des Jahrhunderts.“ Zur gleicher Zeit lerne ich Spenglers „Untergang des Abendlandes“ kennen, eine merkwürdige und lehrreiche Duplizität der Ideen. Ich verdanke ihm Klärungen und Formulierungen und ahne in dem Augenblick, wo ich ihn glaube erfasst zu haben, schon den Weg über ihn hinaus in neue Richtung. Nach schwerer Krankheit schreibe ich, noch schwach vom Fieber, die „Angelika ten Swaart.“ Kein Verleger will dieses Porträt in Pastell haben. Desgleichen Falern, das sich schon ein Jahr lang auf der Rundreise befindet, (bei denselben Verlegern, die mich wenige Jahre später höflichst um ein Manuskript bitten). Dieser Roman wird schließlich von mir als Übersetzung aus dem Italienischen bezeichnet, angenommen und nur durch den Dramatiker Rolf Laudner, der das Manuskript noch rechtzeitig zu Gesicht bekommt, davor bewahrt, unter falscher Maske den ersten Schritt in die Welt zu tun.

Laudner ist es auch, der mich nach Stuttgart zieht, wo ich ein Jahr lang mit viel Glück als Regisseur tätig bin. Von Reiz aufgefordert, in gleicher Eigenschaft ans Münchener Nationaltheater zu gehen, ziehe ich den ruhigen Posten eines Theaterkritikers in Hannover vor. Ich verdanke diesem Posten lediglich die Möglichkeit die „Verdamnten“ zu schreiben (Herbst 1921 bis Sommer 1922).

Das „Gesicht des Jahrhunderts“ (1923) bezeichnet mit seinem Erscheinen, nicht nur äußerlich die endgültige Scheidung von jenem hannoverschen Blatte. Ich verlasse es noch in demselben Jahr mit befreitem Aufatmen, verlasse Hannover und mache für mich das Wort vom freien Schriftsteller wahr. Es folgen Jahre wechselnden Aufenthaltes in der geliebten Schweiz, in Finnland und in meinem einsamen Strandhause am Steinhuder Meer, wo ich den „Leibhaftigen“ vollenden und zwischen Segeln, Schwimmen und Rudern meinem immer stärker werdenden Hange zu Sport und Gymnastik nachgeben kann. Denn gerade der geistige Mensch bedarf als Voraussetzung seiner körperlichen Gesundheit des hochentwickeltesten Körpers. Der Ausgleich der Kräfte ist hier mehr als eine Forderung der Hygiene, er ist eine Forderung geistigen Lebens. So geht der Sommer in fruchtbarer Einheit von Körper und Natur hin, während der Winter Berlin zufällt, dieser unliebestwürdigen, herben und tiefen Stadt, in der die Pausen zwischen der Arbeit zwei inkommensurablen Welten gehören: Musik und — Bogen.

Frank Thieß im Lichte reichsdeutscher Kritik.

Der ausgezeichnete Dichter und Denker Frank Thieß gehört zum Vortrupp des geistigen Europa. Seine vier großen Romane stellen ihn in die erste Reihe der deutschen Prosaautoren, und seit dem Tode Eduard von Rehfelings gibt es unter den schreibenden Balten wieder einen bedeutenden Dichter, einen hingebend an seinem Werk arbeitenden Meister, dessen Bücher vermutlich lange lebendig bleiben werden, und hinter dessen Schaffen eine starke, unbeirrbar und wegweisende Persönlichkeit steht.

„Der Lob von Falern“ ist Thieß' erster Roman und nach dem Ausspruch des Dichters das „Credo über die Revolution“. Das Schicksal Deutschlands gibt die Idee. Eine makabre Vision, erfüllt von der Schönheit des Schreckens, zieht vorüber. Wie ein dumpfes Fortissimo von Mollakkorden braust es durch dieses mit suggestiver Kraft gezeichnete Nachtstück.

Im breitangelegten Roman „Die Verdammten“, der auf einem livländischen Edelitz spielt, finden baltische Landschaft, Menschen und Zustände durch den Dichter, dem Zeit und Erleben den richtigen Abstand gaben, einen hervorragenden Interpreten. — Im Mittelpunkt dieser Geschichte einer Geschwisterliebe steht die Gestalt einer unvergeßlichen Mutter, deren sanfte und weise Güte alle bösen Dämonen im Schach hält. — Der geistreiche Essayband „Das Gesicht des Jahrhunderts“ rechnet in Form von Briefen an bedeutende Zeitgenossen mit Zeiterscheinungen und deren Auswüchsen und Verkümpfungen ab. In der Zeit und für die Zeit geschrieben, weist das Buch über sie hinaus.

Gewissermaßen das dichterische Gegenstück zum „Gesicht des Jahrhunderts“ ist Thieß' letzter großer Roman „Der Leibhaftige“. — In kunstvoll geschliffenem Spiegel ist unsere dunkle, entgötterte, materialistische, trostlose Zeit aufgefangen. Der Leibhaftige geht in zahllosen Verlarvungen wieder um, deren schlimmste die Bogolsche Teufelsvision ist: die Glaubens — und Ideologien und darum Sinnlosigkeit.

Seltam genug mutet in der Nachbarschaft von „Falern“ und dem „Leibhaftigen“ das Buch „Angelika ten Swaart“ an: eine Hermitin auf stillem Inselland, unter hellem zeitlosem Himmel; ein Satz Kammermusik, der im Leser die Erinnerung an eine reine und klare Melodie zurückläßt. Vielleicht ist es des Dichters schönstes Buch.

Das breit- und tiefangelegte Talent Frank Thießens steht mitten in reichster Entfaltung.

— An dieser Stelle sei dem Dichter, der den „Herbstflammen“ seine Selbstbiographie und die vier bisher un veröffentlichten Gedichte zur Verfügung gestellt hat, sowie dem Verleger seiner Werke, J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart für leihweise Überlassung des Glases und Erlaubnis des aus zugswweisen Abdrucks aus den Werken des Dichters aufrichtiger Dank gesagt. Schriftleitung der „Herbstflammen“.